

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Mittwoch, 16. Juni

1926.

II. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe nicht geschlafen“, sagte der junge Mann einfach, „weil das gnädige Fräulein hier oben so allein war!“

Thekla lächelte. Und ihr Gesicht, auf dessen Wangen der Schlaf ein leises Rot gezaubert hatte, sah wie das eines erschrockten Kindes aus, das sich doch in guter Hülle weiß.

„Das ist schön von Ihnen, Martin!“ sagte sie und der leise Klang ihrer Stimme redete von dem Schrecken, der noch in ihrer Seele war. „Aber wer hat bloß geschossen? . . . War es denn wirklich hier im Hause? . . .“

„Das ist ganz unzweifelhaft!“ nickte die Schwester, „da kann ich mich nicht täuschen!“

„Ich will nachsehen!“ Der Diener ging voran, die beiden Mädchen folgten, aber sie waren beide doch ein bisschen ängstlich.

Da ward das Rössen eines Autos vorm Hause hörbar.

„Der Kommissar!“ meinte Thekla, „warten Sie doch noch, Martin.“

Die drei lauschten. Im Hause ging leise eine Tür. Dann kam jemand die Treppe empor.

Thekla, deren Nerven nicht mehr standhielten, fasste schreckhaft nach dem Arm der Schwester, die, sie beruhigend, über das Geländer hinabsah.

„Es ist der Kommissar!“

„Ist etwas geschehen?“ fragte Dr. Splittericht schon im Heraufsteigen.

„Ja . . . ein Schuß . . . es hat jemand im Hause geschossen.“ „Wo waren Sie währenddem, Schwester?“

„Ich stand an der Tür des Boudoirs.“

Und sie erzählte ihm vom Schleichen auf dem Korridor.

„Es ist besser, die Damen bleiben vorläufig hier . . . Sie“, der Kommissar wandte sich zum Diener, „Sie können mit mir gehen!“

Damit ging Dr. Splittericht vorauf, Martin folgte ihm. Die beiden Mädchen traten in ihr Zimmer zurück, ließen aber die Tür auf: der Drang, zu wissen, was nun in dieser schlimmen Bilderreihe folgen werde, war stärker als ihre Furcht vor Gefahr.

Als sie um die Korridorecke waren, blieb der Kommissar stehen und sagte leise zu dem Diener:

„Machen Sie sich für alle Fälle fertig! Schießen Sie bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Angriff!“

Der Diener tat, wie ihm geboten. Die Taschenlampe hatte der Doktor-Kommissar genommen. Er ging vorauf.

Als sie vor des jungen de Ruyters Atelier standen und Dr. Splittericht die Klinke probierte, sagte er:

„Natürlich . . . verschlossen . . . Aber einen Schlosser zu holen, ist keine Zeit . . . halten Sie mal!“

Er gab Martin die Laterne und seine Browningpistole. Dann holte er einen starken Nißfänger aus der Tasche und zerplättete mit ein paar kraftvollen Stoßhieben die Türfüllung an ihrer schwächsten Stelle.

Durch das Loch sah er zuerst vor sich schräg, dann geradeaus in den erhöhten Raum.

„Aha!“ sagte er in gedämpftem Ton, „das hab' ich mir fast gedacht!“

Nun erweiterte er die Öffnung in dem zerbrochenen Türbrett und schloß hineingreifend auf.

Auf der mit grauem Fries ausgeschlagenen Diele, in der Nähe des großen, mit Mappen bedeckten Tisches lag Wolf Stark de Ruyter.

Er lag auf Gesicht und Brust, das rechte Bein etwas angezogen, als ob er sich im Sterben kriechend noch hätte weiter bewegen wollen.

Er war tot!

Der Kommissar drehte den Körper sofort auf den Rücken und horchte nach dem Herzen, das für ewig stillstand. Das Gesicht des Erschossenen, dessen merkwürdig spitz vorgebeugte Nasen- und Stirnpartie schon im Leben auffiel, hatte jetzt in seiner fahlen, leblosen Blässe etwas Geierartiges; die gebrochenen, nur halbgeschlossenen Augen vervollkommenen diesen häflichen, das Mitleid erftörenden Ausdruck.

Als der Tod beim Umdrehen des Leichnam herumsaß, zeigte sich auf der linken Brustseite eine durchblutete Stelle. Die Kugel hatte offenbar das Herz getroffen.

Die Waffe, ein englischer Smith-Wellon-Revolver von starkem Kaliber, lag ganz nahe der etwas zusammengekrampften rechten Hand. Wie aber der Kommissar den Revolver aufhob, sah er unter dem dicht befestigten Ledersessel, der sehr niedrige Füße hatte, einen goldenen Bleistift. Er hob ihn auf und stellte ihn ebenso wie den Revolver zu sich.

Dann wandte er sich zu dem Diener:

„Sie müssen sofort rüber ins Hotel „Goldfasan“. Lassen Sie sich dort dem Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch melden! . . . Dr. Losch, das werden Sie sich doch merken, ja?“

Der Diener nickte.

„Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch.“

„Ganz recht . . . Der Herr Staatsanwalt möchte die Freundschaft haben und gleich rüber kommen . . . Sie können ihm ja kurz berichten, was passiert ist!“

Der Diener ging und der Kommissar folgte ihm:

„Warten Sie, ich komme mit!“

Er wollte doch lieber selbst den beiden Damen die neue, trübe Kunde bringen.

Schwester Adelheid und Thekla standen noch immer voll banger Erwartung in der offenen Tür. Aber bei ihnen war die Köchin, in deren groben Zügen mehr Angst als Unheil, das ihre Herrschaft traf, als Angst zu lesen war, und an der Flurwand lehnte blaß, mit fliegenden Gliedern, die Jose, die Thekla zu beruhigen suchte.

„Gehen Sie! . . . Gehen Sie schnell!“ sagte Dr. Splittericht zu dem Diener, der einen Moment den Schritt verhielt. Dann wandte er sich an Thekla:

„Mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen eine neue betrübende Mitteilung machen: Ihr Herr Vetter hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach erschossen.“

Ein dumpfer Fall! . . . Niemand hatte auf die Jose

geachtet und Dr. Splittericht, der sie fassen sah, kam zu spät, sie aufzufangen.

Die Köchin, die wütend vor sich hinbrummte, und Schwester Adelheid trugen die Ohnmächtige ins Boudoir auf den Diwan, wo sie vom Einatmen aus einem Fläschchen Melissengeist, das Schwester Adelheid ihr unter das spitze, weiße Näschen hielte, bald erwachte.

Die Blonde sah sich wirr um und wimmerte:

„Ach, der arme Herr Wolf... Er hat sich gewiß nicht allein totgemacht... Der arme Herr Wolf...“

Dann wurde sie auf einmal glühend rot, legte sich, schuldbewußt zu Thella hinschauend, auf und hob die Beine, von denen das sich verschiebende Kleid niedliche Waden in Seidenflor-Strümpfen und zierlichen Spanngenschuhen sehen ließ, rasch vom Diwan.

„Mein Gott“, sagte sie, „ich bin wohl umgesunken?“

Sie war aber so unsicher und litt so sichtlich unter einer verschwiegenen Angst, daß es Thella auffiel.

Der Kommissar, die Schwester und auch die Köchin waren wieder auf den Korridor getreten. Thella horchte in das Krankenzimmer hinein, wo sich nichts regte, dann setzte sie sich neben die Jose, fragte sie freundlich: „Ist Ihnen wieder besser, Lilli?“

Da brach das Mädchen plötzlich in ein hältloses Schluchzen aus.

In Thellas Herz kam es wie Härte und Zorn:

„Tut Ihnen denn mein Better so leid?“

„Es klang unversöhnlich und Lilli merkte das.“

„Nein... nein...“ log sie. Sie bezwang sich noch. Aber plötzlich durchbrach ihr Weh alle Dämme. Sie schluchzte so laut, daß die Schwester hereinblickte.

„Herr Wolf wollte mich ja heiraten...“

Das klang in allem Leid so komisch, daß Thella lächelte... Aber dann kam ihr doch gleich wieder die Schuld, die der Abgeschiedene auch hier wieder auf sich geladen hatte, zum Bewußtsein. Sie fragte:

„Haben Sie ihm das geglaubt, Lilli?“

„Ja“, schluchzte die Kleine. „Er hat es ja geschworen!“

Thella zwang sich vergeblich zu einem Mitgesühl. Sie brachte es nur über sich, die Jose in das Schlafzimmer, das sie mit der Köchin teilte, zu führen, mit der ernsten Weisung, sich jetzt niederzulegen und, wenn möglich, zu schlafen.

Als Thella wieder heraustrat auf den Gang, kamen eben in größter Eile Dr. Losch und der Untersuchungsrichter. Die Schwester hatte unterdessen an Geheimrat Wildner telephoniert.

Der Staatsanwalt war unzufrieden, daß Dr. Splittericht nicht, bevor er hierherfuhr, ihn geweckt und über den Erfolg seiner Fahrt nach Berlin unterrichtet hatte.

Aber der Untersuchungsrichter meinte ganz zutreffend: „Diese Recherchen — mögen sie nun ausgefallen sein, wie immer — sind doch jetzt überholt! Mit dem Selbstmord hat der Mann seine Schuld eingestanden... Der Fall liegt für mich wenigstens einfach und sonnenklar.“

Thella mußte, als Dr. Lindenblatt das sagte, an das Wort des kleinen, dummen Mädchens denken: „Er hat sich gewiß nicht allein totgemacht...“ Sie sah Dr. Splittericht an und meinte um dessen Wund jenen leisen Zug von Spott zu bemerken, der so ungewiß war, daß man kaum sagen konnte, ob der Kommissar wirklich für einen Augenblick gelämmelt hatte.

Die Herren traten jetzt über die Schwelle des Ateliers.

Der Kommissar erklärte den Gerichtsherren die Lage der Leiche bei ihrer Auffindung; er wies den Revolver vor, dessen gefüllte Patronentrommel nur eine leere Hülse zeigte und hielt dann Dr. Losch den goldenen Bleistift hin.

„Das fand ich hier unter dem Sessel... in unmittelbarer Nähe des Ermordeten.“

„Und welche Schlüsse ziehen Sie daraus?“

Der Kommissar zuckte die Achseln:

„Man könnte daran denken, der Erschossene hat noch in der letzten Minute irgend etwas ausschreiben wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der sehr ernste Herr.

Es gibt Leute, die so forsch sind, daß sie niemals einen Regenschirm benötigen; lieber lassen sie sich ihren neuen Plüschhut und ihren Sommermantel ruinieren. Ich gehöre nicht zu ihnen. Schließlich sind die Regenschirme ja dazu erfunden worden, daß man sie benötigt. Ich besitze nicht nur einen, sondern gleich drei (zwei habe ich geschenkt bekommen). Drei Regenschirme sind zweifellos ein Zeichen von Bürgerglück — vorausgesetzt, daß sie betriebsfähig sind.

Aber siehe da — als es vorige Woche so unsicheres Wetter war, stellte sich heraus, daß sie alle drei kaputt waren. Nicht sehr — o nein! Aber doch immerhin so, daß ein „besserer“ Herr sie nicht auf der Straße ausspannen konnte. Nun — es regnete ja einstweilen noch nicht. Ich nahm also die drei Schirme und trug sie zum Schirmmacher.

„Herr Meyer, bitte, machen Sie diese kleinen Reparaturen noch heute. Vielleicht fängt es doch an zu regnen, und...“

Herr Meyer verwandelte mich in ein Gespräch über Nordpolfahrten, Bevölkerungszuwachs, Trockenlegung, Flaggenträger und Putzgerüchte, und als er diese Geeststände endgültig abgetan hat, regnet es wirklich.

„In zwei Stunden können Sie Ihre Schirme wieder abholen“, sagt Herr Meyer. „Ich leide Ihnen einstweilen einen anderen.“

Bewaffnet mit dem Meyerschen Regendach ziehe ich los. Die zwei Stunden kann ich im nächsten Kaffeehaus absitzen und Zeitung lesen. Ich hänge Hut und Mantel an einen bereits überlasteten Garderobeständer und stelle meinen — nein: den Meyerschen Schirm dazu.

Als die Zeit um ist — Teufel — wie hatte der Schirm des Herrn Meyer ausgesehen? Da steht ein Dubwend Schirme. Ich betrachte sie der Reihe nach genau. Dieser da — ja, der wird es wohl sein.

„Da klopft mir jemand auf die Schulter: „Erlauben Sie — wohin wollen Sie mit meinem Schirm?“

„O Gott — verzeihen Sie — ich habe nämlich tatsächlich — ganz vergessen —“

„Ach...!“ sagt der Herr und sieht mich sehr ernst an. Die drei Punkte hinter dem „Ach“ sind das Peinlichste. Ich weiß, was er denkt. Soll ich ihm die ganze weitläufige Geschichte erzählen? Die Umtenden werden schon aufmerksam. Plötzlich erkenne ich den Meyerschen Schirm wieder, reise meine Habeseligkeiten an mich und trete den Rückzug an. Hinter mir stehen sie die Köpfe zusammen. Nun, so etwas kann vorkommen; aber es ist doch höchst unangenehm; man wird eine gewisse üble Stimmung den ganzen Tag hindurch nicht wieder los.

*
Meyer hat meine drei Schirme geklaut. Ich zahle, hänge sie über den Arm und steige in die Straßenbahn.

Wer sitzt mir gegenüber? Der Mann aus dem Kaffeehaus! Der Mann aus dem Kaffeehaus sitzt mir gegenüber, erblickt die drei Schirme an meinem Arm und sieht mich sehr ernst an. Sehr ernst...!

*
Wenn ich die Absicht hätte, ein Feuilleton zu schreiben, so würde ich jetzt schildern, wie der Herr, der mich und meine drei Schirme so sehr ernst ansieht, mit dem Schaffner zu tuscheln beginnt, bei der nächsten Haltestelle aussteigt und einen Schuhmann holt; man schlept mich zur Wache, ich kann mich nicht ausweisen und muß eine Nacht lang auf einer übeln Brüste schlafen, bis mich am nächsten Morgen meine verwaiste Gattin, die natürlich mittlerweile vor Eifersucht fast gestorben ist —

Aber trotz dieser herrlichen Entwicklungsmöglichkeiten verzichte ich auf eine solche Wendung (übrigens bin ich gar nicht verheiratet), sondern erzähle die Geschichte, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Nämlich viel schlimmer.

Der Herr also tuschelt nicht mit dem Schaffner, holt keinen Schuhmann — sondern er sitzt mit ganz einfach gegenüber und sieht mich ernst an. Von seinem Vertrauen zur Menschheit brödelt langsam ein Stück nach dem anderen ab. Ich höre es förmlich. Und dann steht er auf und verläßt den Wagen. Aus! Hätte er doch einen Schuhmann geholt! Da wäre die Sache sofort aufgeklärt worden. So aber sitze ich nun da, belastet mit einem derart schweren Verdachte, daß ich durch sämtliche Zimmerdecken eines Wollkentrabers hindurchsinken könnte. Der Herr wird mir zweifellos noch öfter begegnen; jedesmal wird er mich sehr ernst ansehen und denken... Entsetzlich!

Es gibt Leute, die so wenig forsch sind, daß sie einen Regenschirm benötigen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Lieber las ich mir den neuen Plüschhut und den Sommermantel verregnern. Ich habe drei Schirme billig abzugeben!

Kauz.

Die Ohnmacht der Vernunft.

Stücke von Dr. Breitbäder.

Die Vernunft war wieder einmal zu den Menschen gegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Wie notwendig das war, erkannte sie bald. Es herrschte eine unglaubliche Verwirrung der Begriffe. War ein Mensch drauf und dran, einen andern zu einer großen Dummheit zu überreden, so sagte er: „Aber so nimmt doch Vernunft an!“ Hatte hingegen einer wirklich einmal eine vernünftige Idee, so fand sich bestimmt ein anderer, der ihm davon abriet mit den Worten: „Mach bloß die Dummheit nicht!“

Eine Mutter hatte ihrer Tochter einen Mann erwählt, zu dessen Gunsten mehr materielle als sonstige Vorläufe sprachen. „Aber so hört doch auf die Stimme der Vernunft!“ sagte sie zu der unter Tränen Widerstrebenden.

„Jawohl!“ fiel die Vernunft, die das zufällig gehört hatte, ein. „Hör auf die Stimme der Vernunft, liebes Kind! Es ist ohnehin vielleicht das einzige Mal, daß du sie so aus erster Quelle zu hören Gelegenheit hast. Denn ich bin die Vernunft. Und ich sage dir: du hast Recht. Und ich rate dir: bleibe fest! Las dir nicht etwas als angebliche „Vernunft“ einreden, was nicht das geringste mit mir zu tun hat, sondern meinen Halbbruder „Berechnung“, wenn nicht gar meine Stiefschwester „Eitelkeit“ angeht!“

„So kommen Sie doch zur Vernunft!“ sagte engstirniges Spiekhertum zu einem, dessen tühne, weitausschauende Pläne über den Horizont ihres Begreifens gingen.

„Das hat er gar nicht nötig!“ rief die Vernunft, „denn ich, die Vernunft, bin selber zu ihm gekommen. Zu ihm und zu euch, die ihr mich ja noch viel notwendiger habt, als jener. Denn . . .“ und sie setzte den Duhendgehirnen auseinander, daß der, dessen Pläne sie verworfen wollten, ihnen allen weit voraus und ihrer Gefolgschaft in höchstem Maße würdig sei.

So wirkte die Vernunft Gutes, wo sie nur immer Gelegenheit dazu fand. Und daran fehlte es wahrlich nicht.

Einmal kamen, im Vertrauen auf ihre bisherigen Erfolge, Menschen zu ihr, sie um Hilfe zu bitten.

„Man will uns zwingen, von diesem Tage und dieser Stunde an unsere Kleider so, unser Haar so zu tragen, so die Füße zu sehen und so die Worte für unsere Rede zu wählen.“ Und sie nannten und beschrieben der Vernunft die Gesetze, deren strikte Befolgung ihnen diktatorisch auferlegt werden sollte.

„Wer hat das angeordnet?“ fragte die Vernunft.

„Die Mode“, sagten die Menschen.

Die Vernunft erröte verlegen und bekannte: „Dann kann ich euch, so leid es mir tut, nicht helfen. Meine Macht ist groß, aber gewisse Grenzen sind doch auch ihr gezogen. Und eine der ersten heißt: Wo die Mode spricht, schweigt die Vernunft!“

Was viele nicht wissen.

Ein Lichtjahr nennen die Astronomen die vom Licht in einem Jahr zurückgelegte Strecke; das sind 9463 Billionen Kilometer.

Der Durchmesser des Sirius ist ein Drittel größer als der der Sonne.

Die Dichte des Sterns, der den Sirius begleitet, ist 50 000fach größer als die des Wassers. Nach den Forschungen von Eddington muß man im Innern des Sterns Temperaturen von 100 Millionen Grad und Drucke von 100 bis 1000 Billionen Atmosphären annehmen.

Zu den dichtesten Stoffen gehört das Osmium, das 22,5mal dichter ist als das Wasser.

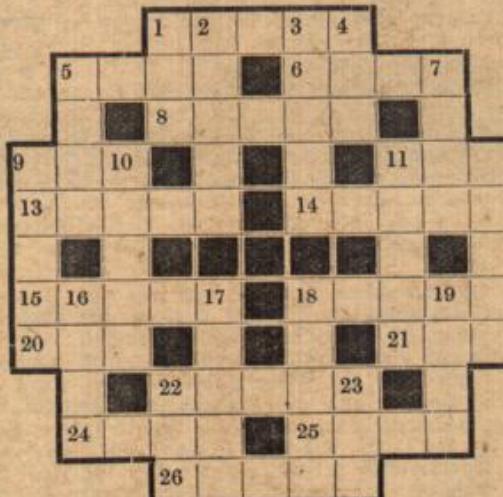
In einem Kubikzentimeter Kobolzelloff befinden sich bei auskömmigem Zustand und 5000 Grad rund 1,5 Trillonen Atome, während sich in demselben Raum beim Diamant (Kobolzelloffkristall) 180 000 Trillonen Atome befinden.

Ein Wasserstoffatom hat in normalem Zustand einen Halbmesser von einem zehnmillionsten Millimeter.

Im Jahre 628 v. Chr. wurden mit dem Herzog Wu von Ts'in im Nordwesten Chinas 66 lebende Menschen begraben. Im Jahre 621 liehen sich die Würdenträger des gleichen Staates mit ihrem Herrscher Wu begraben.

Bei den Indianern des Hochlandes Guatamala gilt der Maulwurfsbraten als Leckerbissen. Das feinste Kalbsleisch ist ihnen nichts dagegen. Höchstens kann das Fleisch der Riesenechse, der Iguana, damit konkurrieren. Als Leckerbissen gelten aber auch die Tierchen, die den Kopf der Kinder besiedeln. Am Sonntag werden diese vor dem Eingang der Hütte abgefützt.

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Familienmitglied. 5. Kleine Pflanzen. 6. Spielzeug. 8. Fluß in Afrika. 9. Teil des Baumes. 11. Ende. 13. Preußischer Reformator. 14. Lese. 15. Tier. 18. Himmelkörper. 20. Bund. 21. Meinung. 22. Meeresspflanzen. 24. Vogel. 25. Milde. 26. Verwandter. — Senkrecht: 1. Adelsprädikat. 2. Erdteil. 3. Flaches Land. 4. Seltene. 5. Vorgang in der Tierzucht. 7. Geräuschvoll. 9. Verbrennungsrußstand. 10. Landwirtschaftliches Gebäude. 11. Gebirge in Südamerika. 12. Fluß in Frankreich. 16. Früher. 17. Hafen. 18. Wertvollster Teil des Menschen. 19. Haustier. 22. Stadt in Finnland. 23. Fluß in Afrika.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 131:
Wagerecht: 1. Mai. 3. Aja. 6. Ut. 7. Edam. 8. Rot. 10. Eli. 11. Ton. 14. Ob. 15. Ammer. 17. Sal. 18. Moses. 20. Uhu. 22. Eos. 23. Ohr. 26. Los. 28. Unruh. 30. As. 32. Panne. 34. Nu. 35. Lib. 37. Vie. 38. Met. 39. Opal. 41. Da. 42. Rot. 43. Pol. — Senkrecht: 1. Mut. 2. Ar. 3. Adieu. 4. Ja. 5. Amt. 7. Elm. 8. Rom. 9. Oboe. 10. Ems. 12. Ob. 13. Rab. 15. Alop. 16. Rhöne. 19. Sol. 21. Ubr. 24. Runde. 25. Wal. 27. Salat. 28. Une. 29. Hut. 31. Si. 33. Nil. 36. Don. 38. Mal. 40. Po. 41. Do.



Alt-Nassau



Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XL.

Es ist schade, daß wir von Auguste Bigelius nicht selber eine Schilderung der Eindrücke besitzen, die die Umstellung nach Darmstadt auf sie hervorrief. Denn der Gegensatz war in jeder Beziehung groß. In Wiesbaden im Elternhaus ging es knapp zu und von Abwechslung, so weit sie nicht durch die Vorgänge in der Familie hervorgerufen wurde, wird wenig die Rede gewesen sein. Die Mutter wurde durch die oft sich mehrende Kinderschar stark in Anspruch genommen und war dadurch und durch die Sorge um den häufig krankelnden Gatten vollaus beschäftigt, so daß sie

gewiß die älteren Töchter oft zur Hilfe heranziehen mußte. Die Bildung der jungen Mädchen litt darunter und übermäßig viel Kenntnisse scheint Auguste nicht mitbekommen zu haben, als sie damals das Elternhaus verließ; und doch wurde in der Gesellschaft ein gewisser Bildungsarab, insbesondere auch die Kenntnis der französischen Sprache, gefordert. Es wäre natürlich möglich gewesen, sich die erforderlichen Kenntnisse und allerlei wünschenswerte Fertigkeiten auch in Wiesbaden anzueignen; aber in der häuslichen Umgebung hätte die Zeit und Ruhe gefehlt; der gesellschaftliche Umgang, Ton und Schliff aber war zweifellos in Darmstadt eher zu erlernen als in dem unansehnlichen kleinen Landstädtchen Wiesbaden, wo allein die Badetur und die Kurfremden Abwechslung für die Bewohner brachten und das regere Leben und Treiben an Sonn- und Festtagen, da allerlei Volk aus den Nachbarstädten herbeis.

fröhnte, um sich zu „amüsierten“ recht wenig geeignet für
sittsame junge Mädchen war.“

Ganz anders lagen die Dinge in der hessischen Nachbarstadt. Darmstadt, wo damals noch die „Große Landgräfin“ Karoline Hof hielt, zählte etwa 10 000 Einwohner, unter denen etwa 1000 zum Militär gehörten; der Landgraf Ludwig IX., der Gemahl Karolines, hielt Hof in Pirmasens, wo ebenfalls ein hessisches Regiment stand, dagegen wohnte sein jüngerer Bruder, der 1722 geborene Prinz Georg Wilhelm, Generalfeldmarschall des oberhessischen Kreises, mit seiner Gattin Luise, geb. Gräfin von Leiningen-Dagsburg, und seinen Kindern in Darmstadt im sog. Palais und pflegte dort ein reges geselliges Leben. Die Stadt war nicht unansehnlich, wie von Wiesbaden gesagt wird, sondern machte im allgemeinen einen guten Eindruck; stattliche Gebäude, wie das „Alte Palais“ des vorgenannten Prinzen Georg, das 1771 erbaute Exerzierhaus, das „Alte Schloß“, das allerdings wegen Geldmangels unvollendet dasstehend „Neue Schloß“, fielen in die Augen. Handel und Verkehr schienen nicht bedeutend gewesen zu sein, denn Friedrich Justinian v. Gündlerode aus Frankfurt, der im Sommer 1781 einige Monate in der hessischen Residenz verbrachte, sagt: „Es ist still in der Stadt und für Fremde nicht sehr interessant.“

Darmstadt war eben Militär- und Beamtenstadt; in Beamtenkreisen besaß Tante Dorothea Vigilius vielerlei Beziehungen, und sie sind es wohl vorwiegend gewesen, in denen die Nichte Auguste sich bewegte. Ihre kleine, einfache, mit guten ererbten Möbeln ausgestattete Wohnung am Schloßplatz gestattete, vieles von dem, was vor sich ging, zu sehen und, da die Inhaberin mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen wohlbekannt war, gewissermaßen mit zu erleben.

Der erste erhaltene Brief, in dem uns von Augustchens Aufenthalt in Darmstadt berichtet wird, ist der schon früher erwähnte vom 20. Dezember 1773; er erzählt, wie Tante und Nichte von einer Gesellschaft in die andere, vom Kaffee bei der Frau Rat zur Mekelsuppe bei der Frau Oberschmärrai gingen, und als Auguste mit Adolat Braun zum Ball gefahren war, schrieb die Tante ihrem Bruder: „Da habe gewünscht das Du Deine Tochter sehen mögest denn sie war so schön gebaut (geputzt) und ihr Kopf hat so geleucht, daß man sie nicht hat ansehen können, indem ich ihr alle Stein ins Haar gesetzt die wir hatten, denn das ist hier die Mode.“ Früh um 4 Uhr brachte Herr Braun seine Schuhbekohlene im Wagen nach Hause und erkundigte sich am nächsten Tag persönlich, wie sie geschlafen habe und wie ihr der Ball bekommen sei. Jedenfalls hat das Fest Auguste auf gefallen und sie war offenbar sehr befriedigt. Aber auch sie scheint Beifall in der Darmstädter Gesellschaft gefunden zu haben; es blieb nicht bei dieser ersten Ball-einladung und Tante Dorothea, die jedesmal klopfernden Herzens zu Hause saß und wartete, bis die Nichte in den frühen Morgenstunden heil heimgebracht wurde, sah sich aus mancherlei Gründen veranlaßt, dem übermäßigen Vergnügen Einhalt zu tun und solche Einladungen abzusagen: „es löst alle mal der barde-Macher S. hake“¹⁾ und sie meinte sich auch verderben und um ihre Gesundheit bringen, denn wen die Frau Landgräfin da ist, so wird das ballen kein Ende finden, und mich derangirt es auch gar ser, den ich muß alle mahl auf bleiben bis sie wieder kommt, du wirst es also nicht über nehmen wen ich sie nicht alle mahl mit geben lasse — — mitten hinein in diesen Redestrom ertönt schrill die Klingel an der Haustür und gleich darauf lesen wir weiter: „o es ist keine ruh alleweil da ich dieses schreibe kommt wieder eine invitation ich muß also mein willen dazu geben.“ Die arme Tante!

Zum neuen Jahr schrieb Dorothea Vigilius abermals an den Bruder; der Anfang des langen Briefes ist für die eigentümliche Religiosität in der Familie so bezeichnend, daß ich ihn hier mitteile: „Herrlich geliebter Bruder. Zu fortwährenden meine Schuldigkeit Dir bester Bruder zu dem angetretenen Jahres Wekel zu Eradulieren mit dem herzlichsten Wunsch, daß der allerhöchste Gott Dich bester Bruder nebst der lieben Frau Schwester²⁾, nicht nur dieses angetretene sondern viele folgende Jahre bei allem erwünschten

¹⁾ Vgl. Heymach, Geschichte der Stadt Wiesbaden, Wiesbaden 1925, S. 130 ff.

²⁾ Vgl. Karl Esselborn, Darmstadt und sein Hof zur Zeit in zeitgenössischen Schilderungen. Hessische Volksbücher Nr. 21/22, Friedberg 1915.

³⁾ = 24 Kreuzer, etwa 70 Pf., für eine Zeit viel Geld; freilich waren es ja wahre Kunstdauten, die sich auf den Köpfen der Frauen und Mädchen aufstürmten.

⁴⁾ Gemeint ist die Schwägerin, die Frau des Bruders.

Wohl ergeben den Deiner Familie erbäden, Gott Schön
Dir seinen Segen im Geist und Leiblichen und gebe Dir
eine beständige gemüthsruh und lasse alle Deine Geschäfte
gesegnet sein, und noch mehr wünsche ich aus ireum
herzen daß ich das vergnügen haben mecht Dich bis vor be-
ständig zu haben, wen es doch der liebe Gott so fügte daß
dieses Jahr geschehe, wir wollens dem lieben Gott über-
lassen der alles weiß wohl zu machen.“

Weiter wird dann von Auguste berichtet: wie ich nicht anders von Auguste war nehme so gefals ihr recht woll
wen sie nur ein mahl ihre Bledigkeit ablegte, doch hoffe es
soll sich nach und nach geben, wie mir S. Regierungs Rath
Weit versichert, so fünd (findet) sie vielen befall bey der
hals Lustbarkeit; wen wieder einer ist, so will ich auch hin-
gehen damit ich sie auch tanzen sehe, weil sie mir von ieder
man geriemt wird. ich lasse es ihr an nichts fehlen, so wol
im Unterricht der conduit als sonst, und von der gesell-
schaft womit Sie umgethet hat Sie gelegenheit genug zu
providieren, nur fefts ihr an Herhaftigkeit.“

Über die Studien der Auguste hören wir, daß zum Ent-
sezen der Tante der Musillehrer Deider mit dem ange-
botenen Reichstaler für den Monat nicht zufrieden war
und 2 Gulden verlangte:⁵⁾ „das Auguste . . . hat nicht
vill luhte zur Musiq den sie exerciert sich nicht außer der
Stunde, bis ich mit Ernst sie darzu anhalde, und da vertröh
(verdrieth) mich daß das ville geld doch davor hin geben
muss werden, zum franzesie (französischen) hat sie weit
mehr luhten, die andre woche soll sie exercicia machen.“

Am 31. Januar weiß Tante Dorothea Erfreuliches zu
berichten: „Das Augusten wird so corbolent und groß das
Du Dich wundern wirst wen Du sie wieder mahl siehs
(sieht), auch bekommt sie rothe bilden, welches ihr ansehn
jet verzöhnet. Die blödigkeit und furchsamkeit gewind
auch einen starken abgang durch die östern visiten und das
Concert gehn macht sie ganz eurasches. Sie ist gegenwärtig
fleißig im Knübbelen⁶⁾ und macht recht gut, wen sie so
fort gehorsam ist so hoffe ein galand Frauensimmer aus ihr
zu ziben . . . Die Frauensimmer wo sie Belandschaft mit
hat, wehren gern mahl von ihr invidirt allein sie über-
geths alle mahl mit Stillschweigen, ich muß oft lachen über
sie, daß sie sich ihr geld gern spahren will und wieder mit
nach haus bringen. Es wird aber doch mahl ihre Schuldig-
keit sein, daß sie das Frauensimmer invidirt. Den es mach
gleich mehr achtung, ich bin konst keine liebhabern von
Debanse (Désenne = Ausgaben) allein woh meine Ehr drauf
beruth da du (tue) ich mir lieber web als das ich mich soll
beschuldigen lasse ich wiße nicht zu leben.“ — Und wirtlich
wurde für die zweite Februarhälfte eine Einladung der
Freundinnen des Augusten ins Auge gefaßt. Dabei wurde
aber die hauswirtschaftliche Tätigkeit nicht vernachlässigt
und namentlich in Handarbeiten zeigte Auguste viel Ge-
schicklichkeit, wie die Tante rühmend vervorob. Zweisel-
los wurde auch an den langen Winterabenden manches
Buch von Tante und Nichte gemeinsam oder von lesterer
allein gelesen; in dieser Hinsicht hatte Dorothea strenge
Grundsätze, und schon im Herbst schrieb sie dem Bruder, er
sollte versichert sein, „daß ich nicht leide solge schlechte Bücher
in meiner Stube zu sehen, den ein Christ ist davon weit
entfernt; ich lese auch stark, aber lauden bücher die das Herz
bildnen, gegen wertig lese ich Lavaders⁷⁾ Beobachter seiner
selbst und Miller⁸⁾ Schilderung welche gar schön, Gellerts⁹⁾
semiliche Werke habe auch gelesen; der S. Candidat Vogeler
hat gar schene Bücher und der hat sich offeriert, sie mit zu
underhalden, den daß ist ein Mensch von vieler vietet, der
keine Schlechte Bücher hat, die Rabenerische¹⁰⁾ briße hat
Er auch, u. damit Sie sich im Schreiben, welches vor ein
Frauen Zimmer wohl mit das heile ist, exerziert, so soll sie
alle woche zwei Stunde darzu verwenden und Rabenerische
Briefe abschreiben . . . im übrigen überlasse du sie mir u.
unter meiner Aufsicht, mit der hilfe Gottes will ich sie
gewiß zu einem frommen und tugenthaften auch wohl
gestalten Frauen Zimmer bilden . . .“

⁵⁾ Also etwa 3½ M. statt der angebotenen 3 M. Deider
hat wohl Klavierunterricht erteilt.

⁶⁾ Eine Handarbeit.

⁷⁾ Gemeint ist Johann Kaspar Lavater, der Schweizer
Schriftsteller und Theolog, 1741—1801; das obengenannte
Buch „Beobachter seiner selbst“ gehört wohl zu seinen
frühesten Schriften.

⁸⁾ Wer dieser Miller war, ist nicht zu ersehen; der
1750 geb. Romanschriftsteller und Liederdichter Johann
Martin Miller kann doch kaum in Frage kommen.

⁹⁾ Christian Fürchtegott Gellert 1715—1769, seine
„Sämtliche Schriften“ erschienen zuerst in 10 Bänden in
Leipzig 1769—1774.

¹⁰⁾ Gottlieb Wilhelm Rabener, Satiriker, 1714—1771.